

Alfred Paul Schmidt  
Fernweh  
Roman

Alfred Paul Schmidt

# Fernweh

Roman



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2023

1. Auflage Oktober 2023

literatur nr. 147

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Cover- und Autorenfoto: Robert Fimbinger

Koordination Herstellung: MB Druckbetreuung

Druck: Totem

ISBN 978-3-903322-97-4



GRAZ

1.

»Das Leben ist die einzige Liebe, die immer und ohne Unterbrechung erwidert wird.« Dieser schlichte Satz, er beruht auf der Kunst, ihn wahrzumachen, ist mir heute Morgen beim Frühstück eingefallen, einer dieser Sätze, von denen ich mir wünsche, sie würden mich öfter, ich fühlte mich dann etwas wohler, wie alte Freunde umarmen. An diesen Satz erinnerte ich mich und dachte, man müsste besonders in öder Stimmung an ihn denken, als ich durch eine Privatstraße in meiner Gegend trödelte, die zu betreten mir ein Schulkollege aus den Tagen des Gymnasiums erlaubt hatte, ein Senatsrat, der einen der Wohnsitze der Gasse besaß, von denen man zum Glück nichts sah, alle acht Stück blieben dem Blick der Fußgänger hinter dem dichten Grün hochgewachsener Hecken verborgen.

Von keinem belanglosen Gemäuer zum blöden Hinschauen verführt, blickte ich zum lichten, leicht verschleierten Himmel hoch, in dem sich, kaum erkennbar, die blasser Scheibe eines Vollmonds zeigte, der mich denken machte, dass er dem eigentlichen Antlitz der Menschen gleichkommt, einem wesentlich sympathischeren, nachdem sie ihre jeweilige Maske abgelegt haben. Solche Gedanken, öfter zu kleinen Geschichten ausgeweitet, festgehalten im Tagebuch, sind mir seit langem schon treue Begleiter, kundige Freunde, die mich damit verwöhnen, dass sie das Betrübliche des Lebens, wann immer es mir begegnet, ins Erfreuliche wenden. Im Grunde entspricht dieser Vorgang, wie ich meine, der Kunst des Lebens, macht aber wie alle Kunst viel Arbeit, die in diesem Fall von Karl Valentin durch die Erkenntnis geleistet wurde, dass sich auch mit

schwachbrüstigen Wahrheiten, stammen sie von einem großen Geistesclown, Funken schlagen lassen.

Am Ende dieser kurzen Straße der Reichen, mein üblicher Weg zum Billa, kam meine behagliche Stimmung etwas außer Tritt, ich erinnerte mich, unlängst in einem Gratisblatt gelesen zu haben, dass der Besitzer des Hauses auf dem linken Eckgrundstück, ein Frächter, dem eine Flotte von siebzig Lastwägen gehört, unerwartet und plötzlich, wie es einem Gratisblatt zu melden zusteht, von uns gegangen ist. Der sechzigjährige Fliederfürst hat abends ein Bad genommen, die Fürstin ist ausgegangen, als Sparefroh, der man ist, hat man außer einer Zugehfrau kein weiteres Personal, so dass niemand den Unfall im Badezimmer wahrgenommen hat; der Mann ist ausgeglitten und hat sich mit einer nicht unerheblichen Beule am Kopf zu Bett begeben, in dem er morgens tot aufgefunden wurde. Als ich die Nachricht vom Tod dieses Mannes las, kam mir der gegen das generelle Gemurmel gebürstete und dennoch gültige Gedanke, dass die Reichen, fürchten sie den Tod genau wie die anderen, krass danebenliegen, vielmehr sollten sie ihm zu Ehren jährlich ein großes Dankesfest begehen, schließlich ist er der einzig fruchtbare Antrieb, der sie reich und mächtig werden ließ.

Aber jetzt, vor dem Haus des Verblichenen, war ich doch etwas versöhnlicher gestimmt, auch der Reiche, sagte ich mir, ist an seinem Schicksal nicht schuld, das Leben ist eine Landschaft verschiedener Leiden und Freuden, verteilt wie Kraut und Rüben, von einem blinden, absichtslosen und unergründlichen Zufall. Dennoch fragte ich mich, was mir die begüterte Leiche mitteilen könnte, bis ich mich an eine

statistische Ermittlung erinnerte, von deren Ergebnis der Großfrächter eine eklatante Ausnahme war: Die Zählung hat herausbekommen, dass wahrhaft reiche Menschen, also von Millionären aufwärts bis zu den Megamilliardären, im Durchschnitt zehn Jahre länger leben als die restliche Bevölkerung, wobei sich vermuten lässt, dass sie die ganz ganz Armen um beträchtlich mehr als zehn Jahre überleben. Das Ergebnis dieser Erkundung hat die Wissenschaftler, die sie durchgeführt haben, zu dem Schluss veranlasst, dass die Reichen nicht nur länger, sondern auch glücklicher als die Wasserträger des Daseins leben. Nun, davon war ich nicht überzeugt, ein langes und ein glückliches Leben sind, das braucht man nicht groß zu begründen, zwei Paar Schuhe. Was man dem Reichtum an Geld, ist er weitgehend gesichert, dennoch zubilligen muss: Er hat zur Folge, dass er im Vergleich zum mäßigen Besitz ein wesentliches Mehr an Freiheit, vor allem zur Dummheit und zum Exzentrischen, zu vergeben hat. Generell jedoch gleicht der Reiche dem Athleten; zutiefst verstrickt in den Geist der Konkurrenz, gewinnt er durch den ständigen Zwang, seine Macht zu verteidigen, beträchtlich an Lebenskraft, deren wesentliche Folge ein hohes Alter ist. Allerdings steht die Untersuchung noch aus, ob aufgrund seiner Freiheitsmöglichkeiten auch geistiger Reichtum ein längeres Leben verleiht, der ist jedoch nicht so einfach wie der materielle zu bemessen.

2.

Wovon ich erzählen möchte, ich lebe in der bekannten Stadt Schenn, geschah zu Zeiten der Corona-Krise, die vornehmlich von Verunsicherung, Unwirklichkeit, Ratlosigkeit und Angst vor Verarmung, vor quälender Einsamkeit und von Ablehnung aller dieser Misslichkeiten geprägt war, somit von tiefster Verwirrung, aber zuoberst von der fürchterlichsten aller Bedrohungen, der unmittelbaren durch den Tod, am stärksten für das höhere Alter und für Leute mit einer schweren Vorerkrankung. Diese Floskel hat seit längerem schon bei den verschiedensten Talkrunden beachtlich Karriere gemacht. Mit meinen siebenundvierzig Jahren, die ich dank eines günstigen Temperaments halbwegs auf der Sonnenseite verbracht habe, gehöre ich zu letzterem Bevölkerungsanteil, da ich erst vor wenigen Monaten eine Krebserkrankung an der Brust insoweit erfolgreich überwunden habe, als der Krebs, hat er einmal Bekanntschaft mit uns gemacht, immer wieder kommen kann. Er hat zweifellos etwas Menschliches, wo es ihm schon einmal gefallen hat, dort kehrt er wieder ein.

Andreas Kelberg und ich, mein Name ist Maria Daub, wir begegnen einander seit einiger Zeit ab und zu im Lindenfelpark in unserem Viertel, ohne dass sich zwischen uns ein nennenswerter Kontakt ergeben hätte, wir gingen entsprechend der Verkehrsordnung für Fußgänger problemlos aneinander vorbei, aber heute kam der halbstämmige, etwa einsachtzig messende Mann, seinen Namen nennend, auf dem Platz vor meinem Stammladen, einer Billafiliale, auf mich zu und entschuldigte sich, begleitet von einem neutralen Lächeln, dass er mich, wie er sagte, einfach so unkompliziert anspreche.

»Ich habe nichts dagegen«, lächelte ich amüsiert über seine bedachtsame Höflichkeit dem Mann zu, dessen längliches Gesicht durch einen dunklen Schnauzer einen Hauch Dschingis Khan abbekam. Nach seiner Stirne kam ein kahles Dach, von dem dichtes Haar zu beiden Seiten herabstrich und dessen Hinterkopf von einer bis in den Nacken hinabziehenden Mähne aus gekräuseltem Grauhaar bedeckt war. Ein Mannsbild von einiger Brauchbarkeit.

»Ich weiß«, sagte er, »Sie sind es nicht«, seine Miene spiegelte die Erinnerung an eine vergangene Verschmitztheit, »aber Sie sehen aus wie die Schauspielerin Constanze Eschwe.«

»Eine schöne Frau?«

»Notgedrungen. Sie ist eine vielbeschäftigte Fernseherin, ah, ich meine Schauspielerin. Aber Sie, entschuldigen Sie, wenn ich ganz offen bin, Sie haben unseren Park, so oft ich Ihnen begegnet bin, durch Ihr freundliches Gesicht, durch Ihre freundliche Stirne für mich jedes Mal zu einem Erlebnis gemacht. Ich bin mir pünktlich um ein kleines Stück jünger vorgekommen. Und jetzt, jetzt weiß ich nicht mehr weiter.«

»Da kann ich Ihnen helfen«, ich betrachtete kurz mein freundliches Gesicht in einem imaginären Spiegel, »was halten Sie davon, wenn Sie mich auf ein Eis einladen, schließlich haben wir«, ich deutete hinauf auf einen blauen Himmel, in dem die Welt vergeht, »schließlich haben wir zweiunddreißig Grad im Schatten.«

»Das hab ich sowieso vorgehabt, aber Sie machen mich so sehr jung, dass ich wieder schüchtern wie in meinen besten Zeiten bin.«

Diesem Dialog entsprechend waren wir uns alsbald einig, uns um die Ecke auf ein Eis zusammzusetzen, einer der prominenten Gelatimacher der Stadt hatte dort im Freien ein paar sonnenbeschirmte Tischchen aufgestellt, doch fanden wir es vernünftiger, zuvor im Populärkostladen, vor dem wir uns befanden, ein paar Notwendigkeiten zu besorgen. Über den Vorfall, der sich dort ereignete, verfasste ich aus reiner Lust am kurzen Formulieren, die eine wesentliche Notwendigkeit des Boulevards ist, einen Bericht, der dessen führender Maxime gehorchte, beim Publikum die Gewissheit zu erwirken, das Leben, wie man es kennt, sei allein durch seine aufregende und ebenso rätselhafte Fülle halbwegs erträglich. Wobei es keine boshafte Spitze ist, wenn ich anmerke, dass der Boulevard, gereizt durch die Lautähnlichkeit von Formulier- und Fabulierlust, für letztere geradezu krankhaft anfällig ist.

Geleitet vom Titel »Geistesgegenwart und Großmut« schrieb ich folgenden Text: Im Zuge der Auseinandersetzung um die Maskenpflicht wurde der Leiter eines Supermarkts im Bezirk Buchenfeld von einem alkoholisierten Mann mit Faustschlägen insultiert. Einer der Umstehenden, ein Herr K., er hatte einen Nirosta-Warenkorb zur Hand, schlug ihn dem Randalierer an den Kopf. Der Mann ging zu Boden. Ein 135 Kilo schwerer Kunde, ebenfalls in der Nähe, setzte sich geistesgegenwärtig auf den Randalierer. Der Ruf nach der Polizei wurde laut. Der Randalierer verschaffte sich Gehör. Er bat, man möge auf die Polizei

verzichten, er sei heute Morgen aus dem Gefängnis entlassen worden. Was er durch ein amtliches Papier beweisen konnte. Schwere Körperverletzung war der Grund einer fünfzehnmonatigen Haftstrafe. Nach einer kurzen Brandrede von Herrn K., die für die Vorteile der Großherzigkeit warb, durfte der Mann das Geschäft mit einem kleinen Geldgeschenk verlassen, Ergebnis einer spontanen Sammlung unter den Kunden. Der Mann wurde aufgefordert, ein neues Leben zu beginnen.

Als Herr Kelberg und ich den Markt in der frommen Einigkeit unserer Einkaufstaschen verließen, sie enthielten jeweils Brot, Butter, Milch und Käse, die exklusive Nahrung von Ludwig Wittgenstein, wusste ich sofort, ich würde mich um einen Text, der das obige Erlebnis zum Inhalt hat, in der Weise des Boulevards bemühen, er allein hat es in den Knochen, die Wahrheit des ebenso geheimen wie irrationalen Lebensgefühls der Landsleute auf den Punkt zu bringen. Die wichtigste Eigenschaft dieses Lebensgefühls aber ist die, dass es, begegnet es sich auf dem Boulevard, jedes Mal noch ein winziges Stück an Verborgenheit hinzugewinnt.

»Wenn Sie nicht neben mir gestanden wären«, sagte Herr Kelberg, »sozusagen an meiner Seite, hätte ich mich nie, nicht einmal im Traum, getraut, dass ich dem Idioten, dem bedauerlichen Idioten den Korb an den Kopf gedonnert hätte.«

»Wie schön! Ich meine, wenn ich überraschend höre, man ist etwas wert, ist das ein wahrer Glücksmoment.« Im Stillen fügte ich hinzu: im Unterschied zu einem Glücksmoment,

der sich aus beschämender Eitelkeit einstellt, weil man zum Beispiel eine kleine Faulheit, irgendein Nachdenken zu verschieben, erfolgreich überwunden hat. Herr Kelberg schaute mich kurz mit leicht angehobenen Wangenmuskeln an, ehe er sich in ein nachdenkliches Eislöffeln zurückzog, das sich vermutlich um ein genaueres Verständnis dessen bemühte, was wirklich den Wert ausmacht, den ich einer augenblicklichen Zufälligkeit gutgeschrieben habe. Im Übrigen, falls es jemand interessiert, saßen wir unter einem ausladenden Sonnenschirm, jeder mit einem Becher Eis vor sich, und hatten einander sofort nach den ersten Löffelchen bestätigt, wie hervorragend das Eis von Dario Dolci sei, während ich mit Freude gewährte, dass zwei Elektroautos hintereinander, was ich noch nie gesehen hatte, an uns vorbeifuhren. Dass wir auf sengendem Asphaltboden an einer lärmenden Durchzugsstraße saßen und nicht in einer grünen Wiese, dachte ich, ist immerhin, da sich die elektrische Mobilität gegen alle Unkenrufe doch vermehrte, um einiges leichter zu ertragen. Und wie das so geht, in dieser aufgeweckten Stimmung und nach den Absonderlichkeiten im Supermarkt drängte sich mir auf, mein Gegenüber sei ein Herr K.; Herr K. löffelt gerade Eis, klang in meinen Ohren ganz gut. Soviel ich weiß, schlürft er bei Kafka nicht einmal Schwarzbrotssuppe, gewiss ein kindischer Gedanke, aber alles Kindische führt etwas Rührendes mit sich, man wird von allen Seiten bestürmt, sich erwachsen zu benehmen, und bleibt über weite Strecken nichts anderes als ein Kind, unbesorgt vom Wertlosen angetan.

»Wie die Leute da«, wandte sich Herr K. an mich, »wie die alle hysterisch nach der Polizei gegurgelt haben, da ist mir, ehrlich gesagt, etwas flau geworden im Salon.«

»Haben Sie befürchtet, die Polizei könnte das gewaltsame Einschreiten, das Ihnen von der Situation aufgezwungen wurde, als Themaverfehlung ansehen, was man allgemein unter Zivilcourage versteht?«

»Ganz so abwegig ist diese Angst nicht«, holte er tief Atem, »schließlich leben wir in einem Land, in dem schon zu Kaisers Zeiten Überregulierung langgediente Praxis war, und die Republik hat sich, um ihrer ausweglosen Flachheit entgegenzuwirken, in eine wahre Paragraphenverwilderung geflüchtet; die kleinste Kleinigkeit eines möglichen Verhaltens ist bis in die Haarspitzen juristisch geregelt. Wahrscheinlich haben wir alle einen Rechtsbruch begangen, indem wir den manischen Orsolics nicht der Polizei ausgeliefert haben.«

Dass Herr K., sagte ich mir, an den unglücklichen Hansi Orsolics denkt, wenn er über einen krankhaften Schläger spricht, dafür hätt ich ihn küssen können, für mich beweist er damit, über einen Horizont zu verfügen, in dem auch ein Mann vorkommt, dem die Landsleute zu Füßen gelegen sind, den sie verspottet und zuletzt wieder bemitleidet haben. Ich erzähle Ihnen, lieber Leser, nicht, wer genau Hans Orsolics war, Google weiß es besser. Herr K. hat mit der Nennung dieses Namens bei mir die Idee ausgelöst, wer unsere Landsleute zum Teil sind, sie nehmen sich selber nicht ernst, ein Aspekt, mit dem ich mich identifizieren kann, nicht aber mit dem, dass sie sich auch dann noch für ein lustiges Volk halten, wenn sie einer Regierung huldigen, die die Macht, die man sich durch gefälschte Umfragewerte ergaunert hat, um die Wahrnehmung ihrer eigenen Grausamkeit gebracht hat. Kurzum, ich war überzeugt, dass ich

schon belangloseren Männern als meinem Herrn K. begegnet bin.

»Wahrscheinlich«, hörte ich ihn sagen, »haben wir alle einen Rechtsbruch begangen, indem wir unsern Hansi nicht der Polizei ausgehändigt haben. Indem wir ihn frei Haus pardoniert haben, haben wir vermutlich das Verbrechen der Selbstjustiz begangen. Wir haben dem Staat sein heiligstes Gut vorenthalten, unser Betragen zu beurteilen, zu bestrafen oder freizusprechen. Zum Glück sitze ich hier mit Ihnen zusammen, diese keineswegs aus der Luft gegriffene Vermutung über die juristische Praxis hierzulande würde mir sonst die äußerst seltene Freude verderben, dass uns ein Erlebnis zugefallen ist, das sogar Stichwunden verheilen kann: An einer völlig unerwarteten Stelle wurde plötzlich vernünftig und zugleich großmütig gehandelt.«

»Wenn ich«, fing ich an, aber mir war entfallen, was ich sagen wollte. Es war eine Antwort, die ich mir während seiner Rede zurechtgelegt hatte, stattdessen sagte ich nach ein paar Atemzügen voll mit Feinstaub und CO<sub>2</sub>: »Wenn ich Sie richtig verstehe, möchten Sie, dass wir uns demnächst im Lindenfellpark wiedersehen?«

»Das ist ein Missverständnis, aber das wunderbarste, das ich mir denken kann.«

3.

»Das Erzählen gibt nicht das Leben, sondern das Interesse für dasselbe wieder.« Mit diesem Satz, er ist mir unbeachtet eingefallen, habe ich mich, ihm nach und nach zustimmend, gestern abends in recht behaglicher Weise ins Schlummerland hinüberbegeben. Heute Morgen, als ich am Bettrand saß und mich mit dem Erwachen beschäftigte, stellte sich ein siebzig Zentimeter großes Flüstern, angetan mit Ärmelschonern, vor mich hin und sagte in einem leicht herrischen Ton zu mir: »Herr K. ist nicht Herr K., schließlich leben Sie nicht in der Welt von Franz Kafka, bei aller gespenstischen Aussichtslosigkeit, mit der dort etwas Licht in die finstere Stube hineingezaubert wird, so attraktiv ist sie auch wieder nicht. Und, liebe Dame, verfügen Sie sich behände ins Badezimmer, dessen gekacheltes Grün Ihnen schon öfter Lust gemacht hat, den Blick in das fugenlose Grün eines auf- und abfließenden Wiesengrundes hineinzuschmiegen. Wie eine Schläfe ins Schlafkissen.«

Ein prächtiger Herbst zeichnete für das Wetter. Während ich nachmittags gegen drei bei einem der Eingänge zum Lindenfell auf Herrn Kelberg wartete, sah ich mir den urbanen Garten an, den einige Naturfreunde zu Füßen eines hausgroßen Kunstfelsens, eines Steins, zum Teil mit Stahlblech überzogen, vor kurzem zum Zeichen des Ausblicks auf ein anderes Leben angelegt haben. Da meine Beschreibungsfähigkeit nicht gerade spitze, allerdings um einiges besser als minderminuskaumgenügend ist, bitte ich um Nachsicht, wenn ich von dem Gebilde vor meinen Augen, es setzt sich wie ein Barockkleid aus vielen Faltungen zusammen, nicht mehr als eine Empfehlung abgeben



kann, was man sich unter dem hierortigen urbanen Garten vorstellen soll. Einen wirrwarrseligen Flecken, ungefähr ein ausgebuchtetes Dreieck von vielleicht tausend Quadratmetern, an den Rändern gekrümmt dahinziehende Wälle, sogenannte Hügelbeete, im Inneren des Grundstücks kurze Varianten dieser Beete, alle die kurzen wie die langen sind entweder mit Stroh oder mit Erde bedeckt, einige von ihnen mit großen, grünen Blättern, die vermuten lassen, hier gibt es bald Mangold, Zucchini, Melanzani, verschiedene Kürbissorten, Bohnen und et cetera zu ernten. Dazwischen freie Flächen und Wege, zum Teil Rindenmulchtepiche, da und dort ein Misthaufen, dessen Stinke schon abgezogen ist, in der Mitte des Gartens eine runde Erdvertiefung, ausgemauert mit Steinen, zu welchem Zweck weiß ich nicht. Und in einem Winkel am Rande eines angrenzenden Wäldchens Tische und Sitzgelegenheiten, beides gefertigt aus altersmüd schönen, silbergrauen Holzpaletten.

Der Grund, warum ich mich dieser für mich mühevollen Beschreibung unterziehe, ist der: Sie ist eine Gewohnheit, sobald ich außer Haus gehe, gleichsam ein Ritual, durch das ich aus einem achtsam wahrgenommenen Stück Wirklichkeit eine stabile Rampe mache, von der aus ich in Phantasie und andere Geistesfreiheiten abheben darf.

Nachdem ich den Garten noch ein paar Mal genau in alle Richtungen betrachtet hatte, setzte ich zur Umkreisung des Kunstfelsens an, sein Schöpfer, Othmar Krenn, ist leider durch einen grässlichen Autounfall zu Tode gekommen, aber nicht damit beschäftigte ich mich, das hatte ich bereits zur Genüge getan, vielmehr erinnerte ich mich an eine Werbetafel, über einem Wettcafé verkündete sie, in der

Lokalität könne man sich dessen erfreuen, was eine neuartige Fernsehtechnik anzubieten hat, die man auf den Namen Paranoia-TV getauft hatte. Nun, das Angebot von Paranoia-TV, offenbar die Namensgebung eines erleuchteten Werbekreators, interessierte mich nicht gerade brennend, aber der Begriff Paranoia bescherte mir die Frage, welche Verwandtschaft besteht zwischen Ursachenforschung und dem Verfolgungswahn? In beiden Fällen wird nach einem Motiv gesucht, wem ist irgendetwas geschuldet? Ich fand nach einigen Runden um den Stein, die beiden Fälle stellen die zwei Seiten einer Medaille dar, die positive und die negative, und wie das mit einer Medaille so ist, es kommt auf den Zufall an, ob man von ihrer positiven oder negativen Seite angezogen wird. Der Mensch, seine ganze Geschichte, die individuelle und die kollektive, alles verdankt sich einem überwiegend willkommenen Zufall, der gegenüber Gott als unsere Ursache den Vorteil hat, dass er von uns keine religiöse Zuwendung verlangt, so dass wir sie, an wen wir wollen, verschenken können. Das ändert aber nichts daran, dass alles nach Gesetzen der Notwendigkeit geschieht, wodurch wir zum Glück nicht schuld an uns selber sind, ein Status, dessen Folge das Geschenk der Freiheit unseres Denkens und Handelns ist.

Da man mit der Freiheit des Denkens weniger Schereien hat als mit der des Handelns, halte ich mich, um sie zu genießen, vorzugsweise an sie; und so erdachte ich mir, angeregt von der Anlage, vor der ich stand, was mir über das Gärtnern zu denken gegeben war.

Führt man sich Gärtner im Garten vor Augen und Verstand, wird deutlich, was es mit der Natur auf sich hat, da

sie mit ihnen, die ebenfalls ihre Geschöpfe sind, gut ins Bild bringt, was das Um und Auf ihres Bestrebens ist: die Lust und die Freude am Wachsen und Gedeihen der erdfrommen Vielfalt, im besonderen Fall des Gartens, an Gräsern, Pflanzen und Blumen, an Bäumen und ihren Früchten, an Kräutern, ihren Düften und Wirkungen. Mit der Liebe der Gärtner zu ihrem Tun stellt die Natur das auf die Bühne, was sie mit dem Menschen will, eine Erscheinung, die sich selbst durch Ruhe, Sorgfalt, Beständigkeit und Prüfung ihres Handelns ins Gedeihen bringt, das ich mir im Moment bescheinigte; wodurch ich es wagte, mich auf ein paar tiefgehendere Gedanken über die Natur einzulassen.

Mit dem Menschen hat sie ein Instrument ersonnen, mit dem sie sich selbst erkennt: ihre Fähigkeit, die zur Entwicklung neuer Wesen von immer größerer Vielschichtigkeit dient, und die andere, die den Rückbau bezweckt, die Zerstörung ihrer Geschöpfe, von der wir, denkt man an die Dinosaurier, als Möglichkeit, etwa durch atomare Verheerung, nicht ausgeschlossen sind, was uns aber keinen besonderen Schrecken einflößen soll, denn das Buch der Evolution lehrt uns, dass wir, wie der Mensch nach dem Aussterben der Dinos, als Lieblingsgeschöpf der Natur in Form einer neuen Bewusstseinskreation die Daseinsbühne betreten könnten.

Nachdem ich diese, mir selbst recht brillant erscheinende Meditation beendet und vergeblich nach meiner Verabredung Ausschau gehalten hatte, fiel mir Zerokrat Brötz ein; ob er wirklich Zerokrat hieß, war ungewiss; jedenfalls hab ich von ihm gehört, sein radikaler Avantgardejazz klingt wie sein Name, dass er, Brötz ist Saxofonist, seine Musik, deren

Töne einander in der Zerklüftung suchen, selber nicht lange hören kann. Auf Herrn Kelberg wartend, stellte ich mir die Frage, warum macht das Meister Brötz, und beantwortete sie damit, dass er sie nicht lange hören kann, weil sie mit nichts Gewohntem vergleichbar ist, so dass er vor ihr selber Angst kriegt, umwillen einer Pause, in der er Kraft sammelt, mit der er das Erfinden seiner neuen Musik weiter vorantreibt.

Die Frucht dieses Gedankens war, so schien es mir, dass Herr Kelberg daherkam, er trug einen olivfarbenen Herbstparka, so dass ich, ehe drei gute Sekunden vergangen waren, dem etwas müde und zugleich fröhlich aussehenden Mann den urbanen Garten, ich zeigte auf ihn, als Gesprächsstoff anbieten konnte, den er auch gleich bearbeitete, indem er mir erklärte, was die Hügelbeete bedeuteten, eine neue, wassersparende fruchtbarkeitssteigernde Pflanzenzuchtmethode, deren Einzelheiten ich sofort in die Kammer für zu Vergessendes bugsierte.

Wir schlugen den nächstgelegenen Weg durch den Park ein, der mir trotz des Temperatursturzes von gestern auf heute heiterer als sonst erschien. Der Kälteeinbruch hatte auch mir wärmere Kleidung aufgenötigt, einen halblangen Wollmantel, dessen Weiß im Verein mit dem Oliv des Parkas an meiner Seite eine Harmonie erzeugte, die Herrn Kelbergs Erzählung, die ihn sichtlich bewegte, trotz ihres nicht unbedingt erfreulichen Inhalts der Heiterkeit des herbstsonnig gelassenen Parks annäherte. Er sprach davon, dass hier in diesem Garten, er heißt Santa Garterina, seltsame Dinge geschehen: Ein Hochschulprofessor für Strömungstechnik, er besitzt unmittelbar an der Grenze des Linden-

fells ein Haus, dieser Mann hat ihm erzählt, er habe wiederholt gesehen, wie Männer und Frauen gesetzten Alters in den Stunden fortgeschrittener Dämmerung keine Dinge jenseits aller Freizügigkeit tun, was immerhin in gewisser Weise lebensbejahend wäre, nein, vielmehr wird der Garten von diesen Leuten regelrecht geplündert. Körbe voller Früchte der verschiedensten Art verschwinden in den Kofferräumen von gängigen SUV-Vehikeln, die am Eingang des Parks abgestellt wurden. Und, was für diese gepflegten Diebe offenbar einen besonderen Reiz darstellt, die schamlosen Raubzüge finden auch in der Nacht im Schein von Stablampen statt. Obwohl der Mann, der ihm diese Vorgänge hinterbrachte, über einen hohen gesellschaftlichen Rang verfügt, fragte sich Herr Kelberg, ob ihn der Gute, was zu einem Strömungstechniker passen würde, nicht zum Opfer eines unbezwingbaren Hangs zum phantasiegetragenen Flunkern gemacht hat.

Wir standen etwas abseits in der Wiese, da ein fröhliches Gegaukel von jungen Leuten des Weges kam, die erwarten ließen, dass ihnen der coronageforderte Abstand nicht besonders gegenwärtig war. »Ich könnte mir vorstellen«, lachte es aus mir, das junge Volk hatte sich erfolgreich entfernt, »ich könnte mir vorstellen, ein Hosenträger, durch seine Wissenschaft gefesselt an die saftlose Wahrheit nackter Zahlen, erobert durch tapferes Erlügen von unglaublichen Geschichten wieder ein Stück geistiger Freiheit zurück.«

Dem war aber nicht so. Herr Kelberg hatte mit dem Obermacher von Santa Garterina gesprochen, der ihm gegenüber geklagt hatte, dass nahezu alles, was die Beete an Früchten hervorbringen, Nacht für Nacht von unbekann-

ter Hand einer Ernte unterzogen werde, die den Naturfreunden, den Gartenbetreuern, keine allzu große Freude machen würde; man hatte mit ganz anderem gerechnet, nämlich damit, die eine oder andere Selbstbedienung werde wohl stattfinden, aber die Hauptfechtung werde man selber einfahren, umwillen der Freude, den Großteil des Gemüses einer Armenküche überlassen zu können. Herrn Kelbergs naheliegende Frage, warum die Anlage vor umfassendem Diebstahl nicht durch einen Zaun entsprechend geschützt werde, fand die Antwort, eine derartige Sicherung sei nicht gestattet, die Anlage wurde vom Magistrat nur unter der Bedingung genehmigt, der Park gehört schließlich der Stadt, dass keine Besitzrechte entstehen. Die Gartenliebhaber, erklärte der Obermacher, werden mit ihrem Tun noch eine Weile fortfahren, aber wenn die Entwendungen weitergehen, werde man Santa Garterina wohl bleiben lassen.

Herr Kelberg war mit dem nachdenklichen Betasten seines kahlen Kopf fertig, als wir, ein Lächeln austauschend, offenbar wollte er etwas überdenken, eine Weile schweigend weiterwanderten, eine Weile, in der mir, da sie etwas andauerte, der Gedanke zuflog: Die vereinigte Diktatur des Geldes hat ihre Sache auf die Massen gestellt, die sie aber sehr schlecht behandelt, vergleichbar mit einem stumpfsinnigen Bauern, der seinen Boden malträtiert. »Vielleicht«, wandte Herr Kelberg sich mit einem Lächeln an mich, das ich, um die Weile zu beenden, zufrieden erwiderte, »vielleicht ist das Verschwinden des Gartens die hinterhältige Absicht der abartigen Diebstähle?«

»Das ist eine ziemlich detektivische Vermutung. Originell, wirklich, aber wie, wie ...?«

»Wie mein alter Glatzkopf darauf kommt? Ich denke«, sagte er und schaufelte einen gehörigen Haufen Luft in sich hinein, der eine längere Rede erwarten ließ, die mit der Feststellung begann, in Zeiten wie diesen sei die Normalität des landläufigen Menschen geprägt von einer posttraumatischen Verfassung der unterirdischen, verdrängten Art, deren Ursache der Klimawandel ist, verbunden mit der Angst vor dem massenhaften Ansturm von Klimaflüchtlingen; dazu kommen noch die sich abzeichnende Ressourcenverknappung, ein ebenso sprunghaftes wie globales Bevölkerungswachstum und die globale Gefahr. »Was denken Sie, woher der Wunsch kommt, die heimliche Sehnsucht vieler nach dem starken Mann?«

»Sie meinen, die Leute glauben, allein der große Diktator kann verhindern, dass uns die Chinesen in ihre Zwangskulis verwandeln werden?«

»Was sonst?«, sagte er nachsichtig, »aber die wüteste Bedrohung, die sich denken lässt, ist die vom Coronavirus verursachte Todesangst. Alle diese Katastrophen, die quasi vor der Haustür stehen, vereinigen sich, zwar uneingestanden, zu einem apokalyptischen Lebensgefühl, das zur Absenkung der Vernunftfähigkeit, zu einem vermehrten Hass auf den Mitmenschen führt.«

»Und dieser Hass auf die anderen, meinen Sie, dieser Wille zur Vernichtung des Mitmenschen ist der Grund, warum irgendwelche Wirrköpfe diesen öffentlichen Garten aus der Welt haben wollen?«

Diese Wirrköpfe, antwortete er, handeln wie der Virus; indem er seinen Wirt tötet, bringt er sich um seine Exis-

tenzgrundlage, diese Wirrköpfe sind aber nicht jedermann, sondern das im Menschendom verstreute, vereinzelt Aufploppen einer unterschwellig gärenden, kollektiven Gemütskloake, vergleichbar aufplatzenden Eiterbeulen, die aber, wie das bei heimlichem Wahnsinn der Fall ist, in gewisser Weise unschuldig sind, da sie nicht wissen, was sie tun. Natürlich wissen sie, dass sie einen Diebstahl begehen, aber sie denken, er steht ihnen wie nichts sonst im Leben zu, in einer Welt, in der von oben bis unten übervorteilt, betrogen und gestohlen wird, angefangen von den Regierenden, den Behörden, den Gerichten, vom Gesundheits- und Wohnungswesen, vom Handel und der Wirtschaft, bis hinunter in die elenden Räume der Beziehungen im Privaten, wo jeder überzeugt ist, man ist weniger freundlich zu ihm, als er es verdient, wo jeder auf dem Markt der Liebe ein Opfer ist, das weniger bekommt, als es von sich gibt. »Gesteuert wird das ganze Treiben«, schloss er die Reihe seiner Argumente, »von der unbewussten Überzeugung, dass jeder Untergang besser ist, als dass weitergemacht wird wie bisher.«

»Vermutlich«, sagte ich und schaute dabei ins braun gekräuselte Blattwerk der Kastanienbäume, unter denen wir dahinspazierten, »vermutlich nehmen Sie an, dass Ihre Gedankengänge interessant, wendungsreich und überraschend sind, ich darf Ihnen verraten, Sie täuschen sich nicht. Das ist das Eine, und zum anderen fällt mir gerade ein, Ihnen noch nicht gesagt zu haben, was ich mache: Ich bin Apothekerin, und zwar eine, die es kaum kränkt, dass sie zurzeit arbeitslos ist. In dieser Freiheit hoffe ich, Sie finden meine Frage, was Sie beruflich machen, nicht übertrieben zudringlich. Die Antwort auf diese Frage kann durch-

aus unterhaltsam sein. Es ist doch so: Von den meisten Berufen haben wir ein bestimmtes Bild, eines, das aber vom Wesen des Menschen, dem wir begegnen, auf vergnügliche Weise enttäuscht werden kann.«

»Tut mir leid«, schaute Herr Kelberg auf seine Armbanduhr, »es ist gerade mein Beruf, der mir im Moment keine Zeit lässt, ihn so darzustellen, dass Sie sich eine Vorstellung von mir machen können, die einigermaßen einem normalen Menschen entspricht. Aber wenn Sie einverstanden sind, können wir uns ...?«

»Natürlich bin ich einverstanden. Wir können uns treffen, wann immer Sie wollen. Und dass ich gespannt bin, beim nächsten Wiedersehen zu erfahren, womit Sie Ihr Geld verdienen, ist selbstverständlich ein guter Grund, dass ich mich darauf besonders freue.«

Angeregt von dem Begriff Spannung, die uns alle irgendwie angeht, fragte ich mich auf dem Heimweg, warum der Kriminalroman und der Kriminalfilm für einen Großteil des Publikums seit langem schon zu den ungefährdeten Hauptstücken geistigen Konsums geworden sind? Und wie es so zugeht in einem Kopf, der sich mit keinen vorgefertigten Antworten zufriedengibt, kam ich angesichts eines nahezu todbringenden Überholmanövers auf einer Vorrangstraße auf die Idee, die Suche nach dem Mörder ist, gelenkt von der Frage nach dem Gesicht des Mörders in mir, eine durch und durch symbolische Suche.

4.

Am nächsten Vormittag nahm ich auf meinem Spaziergang den sechzehnjährigen Louis mit, einen schwarzbraunen Foxl und Meister der Lebensfreude, denn obwohl schwerhörig, halbblind und schon sehr steif auf den Beinen, begrüßte er jeden, der ihm begegnete, mit einem heiseren Ahoi und einem begeisterten Wedeln mit seinem Stummelschwanz. Er gehörte Frau Rösner, der Witwe nach einem Eisenbieger am Bau, der schon mit sechzig seiner Frau entstorben war und die ihn, sie lebt in einem Häuschen in meiner Nähe, nun schon dreiundzwanzig Jahre überlebt hat, eine Zeit der Einsamkeit, die sie einiges an Kraft gekostet hat, wodurch sie sich hie und da zu schwach fühlt, um dem alten Louis den nötigen Gang durch sein Revier zu ermöglichen. Als ich ihn abholte, verriet sie mir, während wir unterwegs seien, würde sie sich im Fernsehen eine Sendung über Menschen anschauen, die auf unvorstellbare Weise an Fettsucht leiden, so dass sie von dreihundert Kilo und mehr an Lebendgewicht zu einem ausschließlich im Liegen zu verbringenden Leben gezwungen seien.

In einer der Standardgassen des Viertels, beidseitig Gärten mit Einfamilienhäusern, hatte man eine alte, verspielte Schaluppe weggeschoben und durch ein Appartementhaus ersetzt, das der gegenwärtigen, vom Bauhaus inspirierten Architektur entsprach, ein dreigeschossiges, sich nach oben verjüngendes Geschachtel, das ich mir, es enthielt sechs unterschiedlich große Wohnungen, als Objekt meiner Wahrnehmungsübung des Tages ausgesucht habe; wahrscheinlich weil sich das Grau des Himmels und das Weiß der Hütte zu einer ansprechenden Langeweile zusammengetan

hatten, die ich hoffte, durch ein wenig geistiges Gefuchtel von mir abzuhalten, das mir ein hinreichendes Gefühl von Lebendigkeit verleiht, indem ich Dingen, Objekten, die ich zufällig auswähle, ein brauchbares Sprachkleid anziehe. Eine Hälfte des Erdgeschoßes, plan mit dem schmalen Wiesenstreifen rund ums Haus, war als Höhle für sechs Karossen gearbeitet, die andere, nach der Seitenansicht des Baus zu schließen, enthielt eine zwar große, aber durch die mächtigen Laubbäume auf den Nachbargründen eher düstere Behausung. Den ersten Stock prägte auf der Vorderfront eine Balustrade aus glattem Beton, der eine ausladende Veranda abschloss, und von der Seitenansicht schaute dem Betrachter zum selben Zweck der weiße Spiegel eines Plexiglasbandes entgegen.

Da mir der alte Louis durch zwei seiner Ahois bedeutete, seine Geduld sei nicht aus Eisen, setzten wir unseren Spaziergang fort, indem ich auf ein genaues Wahrnehmen des abschließenden Juchheschoßes verzichtete, stattdessen fragte ich, seine Stirne kraulend, meinen Freund Louis, was ich von dem Bau halten soll, worauf mir sein trübes Auge den vorgestellten Anblick eines Kreuzfahrtschiffs empfahl, das aufgebaut wie ein vielstöckiger, riesiger Komplex weißer Wohnbauten als reisende Stadt den Planeten auf den verschiedensten Routen befährt und, wenn's sein muss, sogar umrundet. Mir dämmerte recht bald, was das Appartementhaus und das Schiff verbindet. Beide entstammen derselben Architekturschule, die dem rechten Winkel und dem Zusammenspiel horizontaler und vertikaler Linien verfallen ist, gigantische Schuhschachteln, die weltweit verstanden werden und mithin zur herrschenden Bauweise rund um den Globus aufsteigen, zumindest in den Städ-

ten. Darüber hinaus haben die beiden Bauten noch etwas anderes gemein. Während das Kreuzfahrtschiff den realen Zweck des Reisens hat, erfüllt das Appartementhaus den Reisezweck auf einer imaginären Ebene, einfach dadurch, dass die Häuser modo Gropius allesamt durch ihre weiße Farbe und flachen Dächer an ziehende Wolken gemahnen, die sich auf einer Reise zu ständig neuen Horizonten befinden. Kurzum, beide Wohnstätten, das Schiff offensichtlich, das Appartementhaus im Geiste, weisen darauf hin, dass die Bewohner dieser Welt zusammenrücken, indem durch die gleichen Privathöhlen ihre Gleichheit ein wenig wächst, genauso wie ihre Individualität der Liebe zum Leben ein gewisses, vom Gleichgewicht des Humanbetriebs verlangtes Wachstum erfährt.

Es ist genug, sagte Louis mit einem gut getakteten Ahoi, wir haben noch anderes zu tun, dein Eindruck von diesem Betongewächs ist schon okay, wie wär's, zog er an der Leine, wenn wir wieder das alte Dahinziehen genießen, das so angenehm dahinfließt, dass man nicht einmal weiß, wo und wie es geschieht.

Louis schlief, müde vom Spaziergang, eingewickelt in eine Decke, auf seinem Diwan, während sein Frauchen einbekannte, wir hielten uns an Kakao und Rosinenbrötchen, es täte ihr leid, sich die Sendung über die monströsen Fettmenschen, vornehmlich junge Frauen, angesehen zu haben, sie habe ohnehin Geduld gehabt, aber nach dreißig Minuten habe sie weggeschaltet, auf solche unglaublichen Selbstvernichtungen sei sie nicht angewiesen, um sich ihre Langeweile vertreiben zu lassen. Der Grund dafür, dass solche Sachen gezeigt werden, stand für sie fest: Sensationsgier,

den Menschen würde das Leben zum Hals heraushängen, weil sie alles haben, weil sie verlernt haben, wie glücklich man sein kann, lebte man bescheiden wie früher, wo man nichts Schöneres gekannt hat, als nach einem Tag auf dem Feld vorm Haus auf der Bank der Sonne beim Untergehen zuzusehen.

Während sie das Tischtuch glättete, vielleicht versunken in die Erinnerung an ein Abendrot ihrer Jugend, widmete ich mich einem Querflüstern, einem von der Art, die nichts mit dem zu tun hat, worüber gesprochen wurde. Durch den Gesang drücken wir uns selber aus, spielen wir jedoch ein Instrument, werden wir von ihm zur Sprache gebracht; das eine Mal ist man allein, das andere in Gesellschaft.

Meine Gastgeberin beendete ihr Schweigen mit einem ausgiebigen Kopfschütteln, dem ich geduldig zusah, bis sie mich aufforderte, mir vorzustellen, es gebe Männer, vom Aussehen her ganz normale Männer, die sich zu diesen Ungeheuern hingezogen fühlen, für sie sorgen, sie pflegen, ihnen gut zureden, ihre Diätvorschriften einzuhalten, alles vergeblich, und trotzdem bleiben sie bei ihnen, als ob sie ohne die Fettberge nicht sein könnten. Weiß der Teufel was mit diesen seltsamen Heiligen los ist.

Diese Redeweise unterstellt dem Teufel, dachte ich auf dem Heimweg, dass er in gleicher Weise allwissend sei wie Gott, muss er auch sein, wie sonst sollte er genau wissen, was gut und was böse ist; der Mensch weiß es nicht, deswegen sagt er gerne, stößt ihm etwas Abträgliches zu, wer weiß, wofür es gut ist. Jedenfalls konnte ich nur mutma-

ßen, das Glück dieser seltsamen Heiligen bestehe darin, trotz aller Erfahrung nicht an die unbezwingbare Macht der Sucht zu glauben, sondern an die Hoffnung, unermüdlige Hingabe würde die Krankheit letztlich doch besiegen.

Es mag anmuten, dachte ich weiter, dass sich der Heilige auf diese Weise zum Sklaven seiner Hoffnung machte, doch unterscheidet sich diese Haltung um Welten von jener Sklaverei, der sich die arbeitende Klasse, in demokratischen Ländern wäre auch anderes möglich, freiwillig unterwirft; es handelt sich wohl um eine Frucht vieltausendjähriger Gewöhnung, die den vom Finanzfeudalismus ins Geschirr genommenen Massen ein Glück zusichert, das aus Schonung der Lebenskraft, Führung und vor allem aus der Freisetzung von der obersten Verantwortung für sich selber zusammengesetzt ist. Aber da sich dieses dumpfe Glück seit einiger Zeit im Sinken befindet, der Kampf um die Arbeit und der um die Gaben des Planeten ist quälend härter geworden, sind die unterwerfungsfreudigen Temperamente zunehmend zur Überzeugung gekommen: Wir müssen die Mächte, die uns mit dem Glück der Sklaverei beschenken, um vieles mehr als bisher zu unseren Herrschern machen, wir müssen sie, es ist ein Gebot der Zeit, mit der absoluten Gewalt über uns versehen.

Es war mir um einiges leichter geworden, endlich hatte ich mir ausgelichtet, warum die vor einigen Jahrzehnten doch noch halbwegs gedeihende Idee einer Solidargesellschaft zugunsten eines Regimes gestrandet ist, das sich durchgehend auf ein unverbrämtes Lohnsklaventum stützt, das sich durch Konsumberauschung sein eigenes Wesen vernebelt.

Zu Hause stand ich eine Weile vergnügt am Herd, im Ohr eine Haydn-Symphonie aus sanftem Gepolter und singenden Geigen, und beschäftigte mich mit der Zubereitung eines Letschos von der Stange, verfeinert mit exotischen Gewürzen, die mir papiergrüne Nachbarn von einer Flugreise in ein fernes Land als Dank überreichten, weil ich, während sie weg waren, ihre Katze mit Futter und etwas Gesellschaft versorgt hatte. Nach dem Mittagstisch, zu dem ich mich als mein eigener Gast in einem grünsamtenen Kleid eingeladen hatte, suchte ich im Bezirk unseren kleinen Peripheriefriedhof auf, der mir unter einer eindrucksvollen Trauerweide eine lauschige Bank zur Verfügung stellte, wo mir eine Novelle, in der ich las, von einem einsamen Exekutor namens Müller erzählte, den man mit vierzig Jahren wegen einer anhaltenden Depression in Pension geschickt hat.

In der Novelle waren vierzehn Tage vergangen, auf dem Friedhof zwanzig Minuten, und ich stellte fest, ein ereignisloses, ödes Leben, selbst wenn es lediglich protokollarisch beschrieben wird, kann durchaus eine interessante Lektüre abgeben; allerdings wusste ich nicht warum, was mir aber Freude machte, denn im Ergründen, warum etwas ist, wie es ist, vermutete ich seit längerem schon den rauschenden Bach, der für das Klappern meiner Mühle verantwortlich ist.

Ich las zunächst halblaut, deutlich artikulierend in dem Büchlein weiter, und zwar, wie ich fand, eine Passage, die für die psychische Verfassung des Trägers der Novelle bezeichnend war: Herrn Müllers Traurigkeit war an diesem Tag wie aus Stein in sein Gesicht gemeißelt. Die Architektur der

Millionenstadt, lachte es bitter in ihm, fühlte sich durch ihn gewiss nicht gestört. Er ging, eingesunken in sich selber, eine leicht abfallende Straße hinunter. Ab und zu kamen ihm Leute auf dem Gehsteig entgegen. Auf den vier Streifen der Fahrbahn floss der Verkehr dicht an dicht auf und ab. Der alles verschlingende Lärm, dachte er gewaltsam, ist das Einzige, das mich für einige Augenblicke von mir trennen kann. Als eine Rettung mit durchdringendem Geheul an ihm vorbeiraste, blieb er stehen, wandte sich einer Gaststätte zu, erstarrte für fünfzehn Sekunden, ehe er nach der Klinke des Eingangs griff und im Dunkel eines Raums verschwand, das dessen Sinn ins Zweideutige lüftete.

Nach diesen Sätzen klappte ich die Novelle zu und verließ meine Bank zugunsten einer kleinen Gemächlichkeit durch den Friedhof, auf der ich klärte, warum ein ödes Leben durch seine Beschreibung durchaus marktfähig wird.

Es ist ohne viel Tamtam nachvollziehbar, für den depressiven Herrn Müller hat diese kleine Ereigniskette, soeben von mir gelesen, nichts an sich, was für ihn von irgendeinem Interesse sein könnte, im Gegensatz zum Leser, dem dieses farblose Geschehen verraten hat, was in den geschilderten Momenten einem Leben zugestoßen ist, das er mit einer bestimmten Teilnahme betrachtet. Durch welchen Zaubertrick aber hat er sie erwirkt? Wie ist die von seinem Orientierungsbedürfnis gesteuerte Naturtechnik in ihm beschaffen? Welche feine, gänzlich verborgene Arbeit wurde da mit der Geschwindigkeit des Lichts vom Leser geleistet? Er hat die gelesenen Sätze von ihrer Wirklichkeit abgelöst und in Vorstellungen und Bilder verwandelt, zu einem Film vereint, zu einem gelungenen Werk, das via Oxyto-



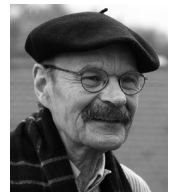
cin jene Freude schafft, die allem Interessanten anhaftet. Kurzum, das Leben, das Herrn Müller zu Boden drückt, ist für den Leser zu einem Lebensmittel geworden, das ihn für kurze Zeit vor der Ermattung durch das Leben bewahrt. Und mit dieser Erkenntnis kehrte ich zu meiner Bank unter der Trauerweide zurück, wo ich die Lektüre der Novelle, gestärkt von meinen Gedanken, neugierig, wie's weitergeht, wieder aufnahm: Nähert sich ein Schicksal dem Tod oder einer Lichtung? Ich hätte nichts gegen eine letzte Szene, in der die achtzehnjährige Nichte des Mannes, bislang ein flüchtiger Gast der Novelle, angesichts des Suizids ihres Onkels von Fassungslosigkeit gepeinigt wird, dass sich der Mensch überhaupt eines Lebens erfreuen kann, das rundum von der Grausamkeit des Schicksals eingefriedet ist.

5.

Das Wetter war herbstlich milde temperiert, eine gütige Sonne, ein paar Wolken, beginnendes Laubvergilben, als ich mich auf dem Weg in den Park, ich war dort um zwei mit Herrn Kelberg verabredet, an meine Überlegungen von gestern erinnerte, was sich in Kopf und Gemüt abspielt, wenn wir uns mit literarischen Schriftwerken, von welcher Art auch immer, befassen. Und im Herumkramen in diesen Überlegungen, die ich unter einer Armee von Grabsteinen angestellt hatte, kam mir der Gedanke, dass der verborgene Königszweck des Schreibens von Tagebüchern der ist, zu verhindern, dass wir uns in der gestaltlosen Kleie unseres Selbst verlieren, erst durch das geschriebene Wort erzählen wir unserem Bewusstsein, wer wir sind, erst durch das Festhalten im Wort werden wir aus dem Ozean der dahintreibenden Einzelheiten des Menschen zu uns selbst herausgehoben. Und was ich mir gestern klargemacht habe, dass durch den Zauber der Schrift sogar ein Leben, dem der Zufall ein hartes Los aufgebürdet hat, ein interessantes werden kann, das gilt nicht nur für die Literatur, sondern auch für das Tagebuch, das dessen Schreiber zugleich zum Interpreten und Leser seines eigenen Lebens macht, wie immer es beschaffen ist.

Von diesem Dafürhalten brauchte ich keine zehn Schritte bis zu dem Gedanken, dass Männer und Frauen, die Bücher schreiben, im Wesentlichen dasselbe machen, sie machen aus ihrem Leben, um nicht in dessen Banalität zu ersticken, durch ihr Denken, Empfinden, ihr Erinnern und Ausgreifen in die Phantasie das, was man unter Literatur versteht.

**Alfred Paul Schmidt**, 1941 in Wien geboren, lebt in Graz. Neben zahlreichen Prosawerken verfasste er unter anderem Theaterstücke, Hörspiele und seit 1986 Drehbücher für ORF-Krimi-Serien wie »Tatort«, »Stockinger« oder »Soko Kitzbühel«.



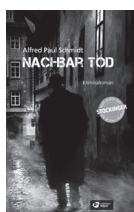
Viele Preise, u. a. der Fernsehpreis der österreichischen Volksbildung für das Drehbuch zur Romanverfilmung von »Die Wasserfälle von Slunj« von Heimito von Doderer.

## Alfred Paul Schmidt in der edition keiper:



**Das andere Gestern**  
Roman

180 Seiten, broschiert  
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)  
ISBN 978-3-9502761-2-1



**Nachbar Tod**  
Kriminalroman

204 Seiten, broschiert  
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)  
ISBN 978-3-902901-13-2



**Das Buch der Schläfer**  
Kriminalroman

232 Seiten, broschiert  
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)  
ISBN 978-3-9503343-9-5



**Aus dem Grenzenlosen  
komm ich mir entgegen**  
Roman

264 Seiten, broschiert  
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)  
ISBN 978-3-902901-80-4



**Leuchtender Atem -  
Alle Jahre wieder.**

Erzählungen  
144 Seiten, Pappband  
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)  
ISBN 978-3-903144-03-3



**Im Überfluss klar  
daneben**

Ein Klangkristall  
110 Seiten, Pappband  
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)  
ISBN 978-3-903144-28-6



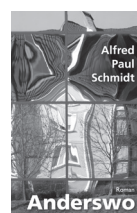
**Die Logik der Schatten**  
Aphorismen und Anekdoten

176 Seiten, Pappband  
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)  
ISBN 978-3-903144-61-3



**Ein Tal über Triest**  
Roman

210 Seiten, Pappband  
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)  
ISBN 978-3-903144-95-8



**Anderswo**  
Roman

210 Seiten, Pappband  
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)  
ISBN 978-3-903322-37-0